

Martin Endres

„Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung!“

Nietzsches ‚subtiles‘ Schreiben in *Jenseits von Gut und Böse*

O sancta simplicitas! In welcher seltsamen Vereinfachung und Fälschung lebt der Mensch! Man kann sich nicht zu Ende wundern, wenn man sich erst einmal die Augen für dies Wunder eingesetzt hat! Wie haben wir Alles um uns hell und frei und leicht und einfach gemacht! wie wussten wir unsern Sinnen einen Freipass für alles Oberflächliche, unserm Denken eine göttliche Begierde nach muthwilligen Sprüngen und Fehlschlüssen zu geben! – wie haben wir es von Anfang an verstanden, uns unsre Unwissenheit zu erhalten, um eine kaum begreifliche Freiheit, Unbedenklichkeit, Unvorsichtigkeit, Herzhaftigkeit, Heiterkeit des Lebens, um das Leben zu geniessen! Und erst auf diesem nunmehr festen und granitnen Grunde von Unwissenheit durfte sich bisher die Wissenschaft erheben, der Wille zum Wissen auf dem Grunde eines viel gewaltigeren Willens, des Willens zum Nichtwissen, zum Ungewissen, zum Unwahren! Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung! Mag nämlich auch die Sprache, hier wie anderwärts, nicht über ihre Plumpheit hinauskönnen und fortfahren, von Gegensätzen zu reden, wo es nur Grade und mancherlei Feinheit der Stufen giebt; mag ebenfalls die eingefleischte Tartüfferie der Moral, welche jetzt zu unserm unüberwindlichen „Fleisch und Blut“ gehört, uns Wissenden selbst die Worte im Munde umdrehen: hier und da begreifen wir es und lachen darüber, wie gerade noch die beste Wissenschaft uns am besten in dieser vereinfachten, durch und durch künstlichen, zurecht gedichteten, zurecht gefälschten Welt festhalten will, wie sie unfreiwillig-willig den Irrthum liebt, weil sie, die Lebendige, – das Leben liebt! (JGB 24, KSA 5, S. 41f.)

Die folgende Untersuchung geht von der Überlegung aus, dass das programmatisch im Titel thematisierte ‚Jenseits‘ von ‚Gut und Böse‘ bei Nietzsche auch in der sprachlichen Verfasstheit des Textes Ausdruck findet. Im Zentrum steht die Frage, wie ein solches ‚Jenseits‘ von Gegensätzen gedacht und sprachlich zur Darstellung gebracht werden kann, wenn sich Gegensätze unablässig in jedes Urteil, in jede begrifflich-propositionale Aussage über diesen angestrebten Status, über diesen gesuchten Ort des Denkens und Sprechens einzeichnen und dieses infizieren. Denn jede beanspruchte ‚Meta‘-Position, jede Vorstellung eines *über*, *hinter* oder *unter* führt lediglich dazu, die problematisierte Opposition auf einer nächst höheren Ebene zu wiederholen, indem sie dem unbestimmten ‚Jenseits‘ ein fragwürdig gewordenes ‚Diesseits‘ gegenüberstellt. Das Dilemma besteht folglich darin, dass die ‚Verwindung‘ eines auf Gegensätzen beruhenden Denkens und Sprechens nur in diesem selbst vollzogen werden kann, will es nicht hinter seinen selbst gesetzten Anspruch zurückfallen.

Diese den gesamten Band *Jenseits von Gut und Böse* prägende Spannung von Gegensätzlichkeit und ihrer sprachlichen Verwindung wird besonders in JGB 24 am Anfang des zweiten Hauptstücks „der freie Geist“ von Nietzsche thematisiert und zugleich im Modus eines selbstreflexiven und -bezüglichen Sprechens diskutiert. Die von Nietzsche im Verlauf seiner Argumentation gesetzte strukturelle Analogie von Denken und Sprechen angesichts ihrer beider ‚Verblendung‘ infolge von „Vereinfachung und Fälschung“ bzw. „muthwilligen Sprüngen und Fehlschlüssen“ (JGB 24, KSA 5, S. 37) findet in dem meines Erachtens zentralen Satz des Paragraphen seinen Höhepunkt: „Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung!“ Ich sehe darin eine Grundfigur von Nietzsches Schreiben realisiert, die nicht nur für das Verständnis von JGB 24 von zentraler Bedeutung ist, sondern für die ‚Textur‘ von Nietzsches Texten überhaupt.

Ziel meiner Untersuchung ist es, in einer textnahen Lektüre des Paragraphen zu zeigen, dass Nietzsches Texte (insbesondere *Jenseits von Gut und Böse*) Ausdruck eines – im Wortsinn – ‚subtilen‘ bzw. ‚subtilisierenden‘ Schreibens sind; einem Schreiben, dem es angesichts der hohen syntaktischen und semantischen Komplexität der Rede, der ästhetisch-literarischen Darstellungsformen sowie quasi-dekonstruktiven Verfahrensweisen „hier wie anderwärts“ gelingt, in seinem Vollzug über die „Plumpheit“ einer urteilend-vereinfachenden Sprache „hinaus[zu]können“ – sozusagen nicht als ihr „Gegensatz, sondern als [ihre] Verfeinerung“ (JGB 24, KSA 5, S. 37).

Bevor ich nun genauer auf die eben skizzierte sprachliche Verfasstheit von JGB 24 eingehe, möchte ich zunächst die Problemstellung schärfer konturieren, an der meine Untersuchung ihren Ausgang nimmt: die Frage nach der Gegensätzlichkeit sowie die Möglichkeit bzw. der Topos des im Titel angezeigten ‚Jenseits‘ derselben. Ich schließe in dieser Exposition direkt an die Ausführungen Wolfgang Müller-Lauters in *Nietzsche. Seine Philosophie der Gegensätze und die Gegensätze seiner Philosophie* an und folge ihm darin, dass die Äußerungen Nietzsches „über das *Bestehen* von Gegensätzen“ auf den ersten Blick „selber von gegensätzlicher Art zu sein“ scheinen (Müller-Lauter 1971, S. 10). Zum einen betont Nietzsche die Notwendigkeit von Gegensätzen aufgrund ihrer grundsätzlichen Komplementarität und wechselseitigen Bedingtheit – d. h. die *Abschaffung* eines Gegensatzes würde zugleich den Verlust *beider* Seiten bedeuten, umgekehrt ist jede *Profilierung* und Stärkung der einen Seite mit einer entsprechenden Profilierung der anderen verbunden. Zum anderen *gibt* es für Nietzsche „keine Gegensätze: nur von denen der Logik her haben wir den Begriff des Gegensatzes – u von da aus fälschlicherweise in die Dinge übertragen“ (W II 1, S. 74, Z. 2–4).

Nun gründet dieser Widerspruch bekanntermaßen in der Unterscheidung Nietzsches zwischen *logisch-scheinbaren* und *wirklichen* Gegensätzen. Erstere gründen in der verfälschenden Abstraktion identifizierenden Denkens, dem Exis-

tenz ermöglichenden „Gleichmachen des an sich Ungleichen“ (Müller-Lauter 1971, S. 12). Die daraus erwachsenden ‚begrifflich‘-statischen Gegensätze der Logik zulasten des Konkreten sind jedoch der ‚Verschiedenheit‘ und ‚Entgegensetzung‘ der Dinge „nicht adäquat“ (KGW III/3, 7[110]). Letztere zeichnen sich für Nietzsche infolge ihrer absoluten Relationalität und Wechselbeziehung gerade durch Instabilität und Veränderlichkeit aus. Folglich ist es – um hier der Interpretation von JGB 24 vorzugreifen – für Nietzsche geboten, hier vielmehr nur von ‚Graden‘ der Verschiedenheit zu sprechen denn von klaren Oppositionen.

So nachvollziehbar und plausibel diese Differenzierung zwischen ‚täuschend-verstellenden‘ und ‚wirklichen‘ Gegensätzen ist, so unterliegt auch sie selbst der begrifflichen Logik, die sie kritisiert: Die vollzogene Unterscheidung der Gegensätze wiederholt und affirmiert sich selbst *als* Gegensatz. Entsprechend möchte ich Müller-Lauters Frage, *ob* Nietzsche denn „überhaupt noch ernsthaft von Gegensätzen sprechen [könne], wenn er sie auf Gradverschiedenheiten reduziert“ (Müller-Lauter 1971, S. 16), modifizieren und nach dem *Modus* eines solchen Sprechens fragen: Wie kann – um es zugespitzt zu formulieren – das, was *jenseits* absoluter Gegensätze (wie *Gut* und *Böse*) gedacht werden soll, zur Darstellung kommen, wenn es dabei gerade die Logik des *Jenseits* verwinden muss? Oder anders gefragt: Wie ist eine Vermittlung, wie ist ein sprachlicher Ausdruck *jenseits* dieses *Jenseits* möglich?

Ich möchte im Folgenden dafür argumentieren, dass dieses ‚Jenseits des Jenseits‘ bei Nietzsche weder eine Überwindung oder Aufhebung der Gegensätze benennt, noch eine Meta-Position des Sprechens anzeigt – ‚im Gegenteil‘: Das ‚Jenseits des Jenseits‘ ist das *Diesseits* eines philosophischen Schreibens, das sich nicht von außen oder in ‚Opposition zu‘ äußert, sondern *in sich* das andere seiner selbst artikuliert und verwindet. Wie für Nietzsche keine *Überwindung* des grammatischen Schematismus möglich ist, so ist auch die sogenannte ‚Verfeinerung‘ der Gegensätze allein *innerhalb* der durch sie gesetzten Logik denkbar. Wie sehr jedoch dieser Modus des Schreibens permanent Gefahr läuft, in einfache und damit verstellende Oppositionen zurückzufallen, bezeugt ein Notat Nietzsches aus dem Notizbuch M III 1:

Sobald die Verfeinerung da ist, wird die frühere Stufe nicht mehr als Stufe, sondern als Gegensatz gefühlt. Es ist leichter, Gegensätze zu denken, als Grade. (KGW V/2, 11[115], S. 380)

Auch wenn das Notat selbst eine komplexe Sprachlichkeit darstellt, die eine eingehendere Analyse erfordern würde, erhalten wir hier einen entscheidenden Hinweis auf den besonderen sprachlichen Modus der ‚Verfeinerung‘. Nietzsche unterstreicht hier die Bedeutung des ‚Geschehens‘ und der ‚Prozessualität‘: Das Denken der ‚graduellen Verschiedenheit‘ ist – will es nicht die ‚Fiktion von

Beständigem‘ und Begrifflichem durch sein ‚Gleich- und Festmachen‘ wiederholen – allein in seinem *Vollzug* möglich. Sobald es innehält und sich als abgeschlossen und (vollständig) realisiert begreift, d. h. die Verfeinerung *als* Verfeinerung, die Stufen *als* Stufen identifiziert, verkehrt es sich selbst in das, was es zu verwinden sucht: in seinen eigenen Gegensatz.

In gleicher Weise würde ich mich selbst einer unangemessenen und nur äußerlichen Charakterisierung des Nietzscheschen Schreibens schuldig machen, würde meine Untersuchung das eben Behauptete nicht am Text, seiner besonderen ‚Textur‘ sowie seiner Sprachbewegung entwickeln und eben diese ins Zentrum stellen.

Dabei laufe ich einerseits gleich zu Anfang meiner Lektüre Gefahr, gegen meine eigene methodische Maxime zu verstoßen und mich direkt der in JGB 24 geäußerten Kritik auszusetzen. Denn insofern ich nicht mit dem ersten Wort einsetze, und sozusagen nicht auf der ersten ‚Stufe‘ des Textes beginne, sondern mit dem Satz „Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung!“, mag man auch mir ‚muthwillige Sprünge und Fehlschlüsse‘ vorwerfen, die Nietzsche dem oberflächlichen Denken zurechnet. Andererseits verstehe ich – wie bereits erwähnt – gerade diesen Satz als paradigmatisch für den gesamten Paragraphen und (und dies lässt sich an dieser Stelle nur behaupten) für Nietzsches Schreiben allgemein.

Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung! (JGB 24, KSA 5, S. 37)

Der Satz stellt im Kontext von JGB 24 einen Rückbezug auf den vorangehenden her. Ich möchte diese Referenz jedoch zunächst zurückstellen – zum einen, da sie sich ungleich komplexer gestaltet, als es eine schnelle Lektüre erwarten lässt, und zum anderen, weil der Satz meines Erachtens bereits für sich eine sprachliche Struktur artikuliert, die für das Verständnis des gesamten Paragraphen leitend sein kann.

Nicht als sein Gegensatz, [...] (JGB 24, KSA 5, S. 37)

Entscheidend ist, den Satz in seinem Verlauf, d. h. in seiner oben genannten *Sprachbewegung* zu lesen, um nicht in ein begriffliches Denken zu verfallen. Entsprechend möchte ich bereits nach den beiden ersten Worten innehalten: „Nicht als“. Der Satz beginnt mit einer Negation, genauer: mit der konkreten Negation eines noch nicht genannten ‚Etwas-als-Etwas‘. Doch bereits diese *negative* Bestimmung des Etwas-als-Etwas setzt eine Prädikation voraus bzw. beansprucht eine konsistente Identität dieses noch Unbestimmten und schließt damit direkt an die oben entworfene Problematik der begrifflich-logischen Abs-

traktion an, die Nietzsche als Grund der falschen Gegensätzlichkeit kennzeichnet. Umso sprechender ist nun, dass dieses Etwas-als-Etwas nicht *an sich*, sondern in *Relation* zu einem anderen bestimmt wird (das konsequenzlogisch ebenfalls als mit sich Identisches vorausgesetzt ist), und diese Relation gerade *keinen* Gegensatz darstellen soll: „Nicht als sein Gegensatz“. Weiterhin fällt auf, dass der Satz (auch nach dem Komma) in dieser Bestimmung kein eigenes Prädikat besitzt und dieses allein in der Reflexion auf den vorangehenden Satz erschlossen werden kann („sich erheben“) – ich werde darauf noch zu sprechen kommen. Entscheidender ist nun der weitere Verlauf des Satzes:

Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung! (JGB 24, KSA 5, S. 37)

Die Aussage, dass das eine *nicht* als Gegensatz des anderen gedacht werden soll, realisiert nach dem Komma mit der Konjunktion ‚sondern‘ *selbst* eine Gegensatz-Logik: Der Satz entwirft den Erwartungshorizont, dass das, was nun folgt, als Gegensatz des *Gegensatzes* zu verstehen ist – und affirmiert und wiederholt gerade das, was er *negieren* will. Genau an dieser Stelle unterbricht der Satz mit einem Gedankenstrich. Dieses von Nietzsche bewusst gesetzte Satzzeichen hatte auch in der Interpunktionslehre des 19. Jahrhunderts hauptsächlich zwei bis heute erhaltene Funktionen, die hier von Bedeutung sind: Erstens markiert ein Gedankenstrich den Abbruch einer Rede, um das Verschweigen des Abschlusses eines Gedankens zu bezeichnen, und zweitens markiert er eine Pause im Lesen, um auf das Folgende aufmerksam zu machen und eine gewisse Spannung herbeizuführen. Auch Wojciech Simson spricht in seinen *Beobachtungen zur Typographie in Nietzsches Vorreden von 86/87* von einer „gedanklichen Klimax“ infolge eines Gedankenstrichs kurz vor dem Satzende (Simson 1995, S. 214). Das Druckmanuskript von JGB 24 lässt sogar die Überlegung zu, ob Nietzsche den Gedankenstrich nicht erst nachträglich eingefügt hat (vgl. D 18, Bl. 16r; siehe Abb. 14). Die Laufweite der Zeile und der reguläre Wortabstand können so gelesen werden, dass Nietzsche zunächst „sondern als seine Verfeinerung“ in einem Zug geschrieben hat und erst danach das Interpunktionszeichen dazwischen setzte (vgl. D 18, Bl. 16r; siehe Abb. 14).

Ich lese dieses graphisch markierte Innehalten im Fortgang der Äußerung als das entscheidende Moment des Satzes.¹ Die Äußerung wiederholt nicht bruchlos die von ihr eigens thematisierte Gegensatz-Logik, sondern löst mit dem Gedan-

¹ Betrachtet man den Satz unter metrisch-rhythmischen Gesichtspunkten, unterbricht der Gedankenstrich auch den ansonsten gleichmäßigen ‚Sprachfluss‘ von fünf Daktylen: ‚Nicht als sein Gegensatz, sondern (–) als seine Verfeinerung‘ = Xxx Xxx, Xx()x Xxx Xxx.

kenstrich eine Reflexion auf die Problematik und Unangemessenheit solchen Sprechens aus. Entscheidend ist, dass der Satz danach nicht in einen anderen Modus der Rede wechselt, auch wenn ihm eine doppelte Bedeutung zukommt: „als seine Verfeinerung“ *ist* einerseits die Einlösung der syntaktischen Bezüge, die verzögert und offen gehalten wurden (nämlich die konkrete Nennung eines *Gegensatzes* des Gegensatzes). Andererseits bezeichnet und kommentiert „Verfeinerung“ *als* dieser Gegensatz vom letzten Wort her den gesamten Verlauf des Satzes: „Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung“ *ist* kein einfacher Gegensatz, sondern *wurde* seine (*eigene*) Verfeinerung.

Das Verständnis des Satzes beschreibt damit exakt die von Nietzsche in M III 1 skizzierte Logik (vgl. KGW V/2, 11[115], S. 380): Ist die ‚Verfeinerung‘ (wörtlich wie satzlogisch) in der zweiten Satzhälfte *da‘* bzw. wird sie auf *diese* Satzhälfte reduziert und fixiert, erscheint die erste Satzhälfte *als* ihr Gegensatz. Die ‚Verfeinerung‘ *als* Verfeinerung, d.h. als *Prozess* und nicht als Begriff zu verstehen, erfordert folglich den immer wieder neu einsetzenden ‚Durchgang durch das Ganze‘. Der Satz *ist* seine eigene Bewegung, die jedoch weder – im Sinne eines spekulativen Satzes – zu seiner *Aufhebung*, noch zu einer nur *paradoxen* oder *widersprüchlichen* Ausstellung seiner Momente führt. Um diesen doppelten und dabei in sich verschränkten, „verknüpften“ und „verhäkelten“ (JGB 2, KSA 5, S. 17) Modus des Sprechens auf den Punkt zu bringen: Der Satz (als ganzer) ist seine *Verfeinerung* und zugleich *ist* er sie nicht, will man ihn als solche begrifflich festhalten.

Es gilt nun jedoch zu klären, warum Nietzsche an dieser Stelle gerade das Wort ‚Verfeinerung‘ wählt, um diesen Vorgang zu bezeichnen – d.h. was es bedeutet, dass sich der Satz in seinem Verlauf ‚verfeinert‘. Das Wort ‚Verfeinerung‘ besitzt im Deutschen – und dies ist nach den bisherigen Beobachtungen nicht sonderlich überraschend – eine doppelte, wenn nicht gar ‚gegensätzliche‘ Bedeutung: Einerseits bezeichnet es eine kritische Ausdifferenzierung, Steigerung, Präzisierung, Schärfung, Konkretisierung und Sensibilisierung und wendet sich damit gegen alles Einfache, Rohe und Grobe. Andererseits wird darunter – durchaus negativ konnotiert – ein Abschleifen, ein Verdünnen verstanden, das bis zur Schwächung und Auflösung des Gegenstandes führen kann. Diese semantische Spannung findet sich auch im lateinischen *subtiliare* bzw. *subtilis*, insbesondere in der philosophischen Verwendung des Wortes. Die *subtilitas* zählt zum einen, wie beispielsweise für Cicero, als ‚differenzierte Genauigkeit‘ und ‚Scharfsinnigkeit‘ zur „rühmlichsten Eigenschaft der Philosophie“ (Meier-Oeser 1998, S. 563), durch die man für Thomas von Aquin bis ins „Innere der Dinge gelangt“ und die die „natürlichen Eigenschaften einer [zuvor] verborgenen [bzw. verstellten] Sache“ (Meier-Oeser 1998, S. 565) freizulegen vermag. Zum anderen hat *subtilitas* eine ironische, abwertende Bedeutung, insofern es zum Schlagwort

der Scholastikkritik wurde und die ‚lächerliche Haarspalterei‘ bezeichnet, mit der man sich „exzessiv diskutierten, spitzfindigen, aber [letztlich] sinnlosen Fragen“ (Meier-Oeser 1998, S. 566) annahm. Noch bei Kant findet sich dieser Doppelsinn der Subtilität, die zwar grundsätzlich ‚notwendig‘ und ‚verdienstlich‘ ist, dort jedoch unnütz wird, wo das Resultat der Verfeinerung „in keinem Verhältnis zum ‚Aufwand von Verstandeskraft‘ mehr steht“ (Meier-Oeser 1998, S. 566). Und selbst in der Rhetorik wird ‚subtil‘ gegensätzlich konnotiert, insofern es zum einen in Form des *genus subtile* den ‚schlichten Stil‘ bezeichnet, der sich zur einfachen Belehrung eignet, und zum anderen als *subtilitas* die Scharfsinnigkeit des Redners benennt.

Tatsächlich lässt sich auch in JGB das Wortfeld ‚Verfeinerung‘, ‚fein‘ und ‚Feinheit‘ nicht eindeutig auf *einen* Sinn hin interpretieren – und auch im Kontext von JGB 24 ist fraglich, ob ‚Verfeinerung‘ durchweg positiv konnotiert ist: Bereits in der einfachen Lesart, nämlich dass der „Wille zum Wissen“ die ‚Verfeinerung‘ des „Willens zum Nicht-wissen“ darstellt, wird nicht klar, ob dies *positiv* gegen die am Anfang des Paragraphen genannte ‚seltsame Vereinfachung und Fälschung‘ und das ‚oberflächliche‘ Denken formuliert wird, oder ob auch diese Ausdifferenzierung und Konkretisierung keine wirkliche Alternative zur ‚Plumpheit‘ des Gegensatzdenkens realisiert. Der Satz aus JGB 25 „Und habt Eure Maske und Feinheit, dass man euch verwechsele!“ (JGB 25, KSA 5, S. 42) kann als Ausdruck dieser Ambivalenz gelesen werden.²

Angesichts ihrer ambivalenten Bedeutung ist die ‚Verfeinerung‘ und auch das von mir im Untertitel meiner Untersuchung so bezeichnete ‚subtile Schreiben‘ Nietzsches gerade *nicht* – was meine vorige Bestimmung als ‚paradigmatisch‘ naheulegen schien – als *Begriff*, als eine fixier- und entsprechend wiederholbare sprachliche Figur zu verstehen, sondern bezeichnet einen besonderen *Modus* des Schreibens, der in der jeweiligen sprachlichen Thematisierung seines Gegenstandes einen je individuellen Ausdruck findet.

2 In diesem Zusammenhang möchte ich ganz bewusst – als Einschub zu meiner Lektüre – den Vorwurf der ‚Überinterpretation‘ provozieren: Was ich zu denken geben will ist die Relation von ‚Verfeinerung‘ und der im ersten Satz von JGB 24 genannten ‚Vereinfachung‘. Sieht man mit einer rein philologischen Brille auf die beiden Worte, fällt auf, dass sie sich in den ersten sieben Buchstaben allein in deren Anordnung unterscheiden. Um meine Überlegung abzukürzen: Auch ‚Vereinfachung‘ und ‚Verfeinerung‘ sind (in diesem Paragraphen) nicht einfach *Gegenbegriffe*, sondern lediglich voneinander ‚verschieden‘, anagrammatisch aufeinander beziehbar und auseinander ableitbar. Meiner Ansicht nach ist dies im Horizont der Äußerung in JGB 20 zu lesen, dass „die einzelnen philosophischen Begriffe nichts Beliebiges, nichts Für-sich-Wachsendes sind, sondern in Beziehung und Verwandtschaft zu einander emporwachsen“ (JGB 20, KSA 5, S. 34).

Der grundsätzliche Charakter dieses Schreibens lässt sich – will man ihn in dieser Weise ‚verallgemeinern‘ – mit den Worten Jean-Luc Nancys aus dessen Hegel-Lektüre beschreiben: Die Sprache wird in diesem Modus des Schreibens „kaum gesetzt“, sondern „subtilisiert [...]“. Sie ist aber nicht an einen anderen Ort oder über sich hinaus gegangen. Es ist, als habe sie sich in sich selbst subtilisiert, in der Evidenz ihres Daseins, ‚an der Form‘. [...] Die Sprache subtilisiert sich im *Medium* ihrer selbst“ (Nancy 2011, S. 103).

Diesem ‚subtilen‘ bzw. ‚subtilisierenden‘ Schreiben Nietzsches in JGB 24 möchte ich nun weiter nachgehen und auf den Satz zu sprechen kommen, auf den sich die Rede von der ‚Verfeinerung‘ direkt bezieht:

Und erst auf diesem nunmehr festen und granitnen Grunde von Unwissenheit durfte sich bisher die Wissenschaft erheben, der Wille zum Wissen auf dem Grunde eines viel gewaltigeren Willens, des Willens zum Nicht-wissen, zum Ungewissen, zum Unwahren! (JGB 24, KSA 5, S. 37)

Auf den ersten Blick lassen sich die beiden Sätze verkürzt wie folgt paraphrasieren: ‚Auf dem Willen zum Nicht-Wissen durfte sich der Wille zum Wissen erheben, wobei letzterer nicht als Gegensatz zu denken ist, sondern als dessen Verfeinerung‘. Bei genauer Hinsicht widersetzt sich der Satz jedoch in seiner Form dieser vereinfachenden Deutung und artikuliert gleich mehrere Momente, die eine derart eindeutige Referenz wenn nicht unterlaufen, so doch zumindest irritieren.

Zunächst ist festzuhalten, dass der Satz aus zwei Teilen besteht: Der erste Teil formuliert eine propositionale Aussage – nämlich dass sich ‚erst auf diesem nunmehr festen und granitnen Grunde von Unwissenheit die Wissenschaft bisher erheben durfte‘. Die Frage, was ‚dieser‘ Grund *ist*, stelle ich erst einmal hinten an, ebenso die alles andere als unproblematische Verschränkung der Worte „erst“, „nunmehr“ und „bisher“ zu einer komplexen Chrono-Logie. Nehmen wir nun diese erste Aussage selbst als den ‚Grund‘ bzw. den Kern dieses Satzes, dann bleibt offen, warum überhaupt weitergesprochen wird.

Meine These ist, dass die sich anschließende Ergänzung exakt der Logik folgt, die im nächsten Satz *expressis verbis* mit ‚Gegensatz‘ und ‚Verfeinerung‘ thematisiert wird und mithin gerade darin der Anlass für die Fortsetzung des Sprechens zu sehen ist. So bringt der zweite Satzteil dieses Verhältnis nicht nur inhaltlich, sondern vor allem auch *formal* zur Darstellung, und das in mehrfacher Hinsicht: Einmal betont er als *chiastisches Gegenstück* die im ersten Satzteil mit „Unwissenheit“ und „Wissenschaft“ aufgebaute Antithesis, d. h. er *affirmiert* diesen Gegensatz syntaktisch *in Form* eines ‚Gegensatzes‘. Dieses Gegenstück, das zugleich eine explikative Funktion besitzt (was im ersten Satzteil gesagt wurde, soll nun konkreter ausformuliert werden), vollzieht sich nun

aber im Modus der Ausdifferenzierung und Präzisierung – sprich: im Modus inhaltlicher wie formaler ‚Verfeinerung‘. So würde man erwarten, dass der Satz sich in folgender Weise weiterentwickelt: ‚der Wille zum Wissen auf dem Grunde des Nicht-wissens‘.

Wiederum genau an der Stelle aber, an der diese klare Opposition ausgesprochen werden soll, wechselt die Rede in einen anderen Modus: „auf dem Grunde eines viel gewaltigeren Willens“. Bevor gesagt wird, worum es sich bei diesem Willen handelt, stellt ihn der Satz in eine besondere Relation: in die des *Komparativs* („gewaltiger“). Der ‚Wille zum Wissen‘ erhebt sich folglich *nicht* auf seinem Gegensatz, sondern stellt lediglich einen ‚Steigerungsgrad‘ dieses Willens dar. Mit Blick auf den Chiasmus wird dieser in seinem Verlauf überschritten, insofern das durch ihn intendierte ‚zyklische Einholen‘ seines Anfangs vom Ende her in Form einer dialektischen Bewegung nun nicht mehr möglich ist.

Erst jetzt, nachdem diese ‚Verfeinerung‘ innerhalb der explikativen Ausdifferenzierung der zweiten Satzhälfte angezeigt wurde, erfolgt die Nennung des ‚Grundes‘. Es ist nur konsequent, dass diese nicht in einem einfachen Gegenbegriff zu ‚Wissen‘ besteht. Könnte man hinter „Nicht-wissen“ noch einen solchen vermuten – oder anders formuliert: wird damit ein solcher Gegenbegriff kurz inszeniert –, ist diese klare Opposition spätestens mit der Ergänzung „zum Ungewissen, zum Unwahren“ unterlaufen. Der ohnehin nur ‚relationale‘ Willens-Grund ist also noch nicht einmal *einer*, sondern eine ‚Trinität‘, deren Teile gleichwertig zueinander gedacht werden sollen.

Wenn eben davon die Rede war, dass das Wort ‚Nicht-wissen‘ aus diesen drei Wörtern als ‚inszenierter Gegenbegriff‘ heraussteht, so gilt es auch diese Überlegung zu präzisieren: als Gegensatz zu ‚Wissen‘ hätte man eine alternative Schreibweise erwartet: ‚Nicht-Wissen‘ oder ‚Nichtwissen‘. Dass demgegenüber von „Nicht-wissen“ die Rede ist, kann – je nachdem, auf welche der beiden ‚regulären‘ Schreibweisen man sich bezieht – in zweierlei Hinsicht verstanden werden: einmal als der Verzicht, *das* ‚Wissen‘ (groß geschrieben) als Nomen zu wiederholen und damit als fixen Zustand bzw. bereits bekannten Begriff anzugeben, der durch ein Negations-Präfix mühelos in sein Gegenteil verkehrt werden kann; und zum anderen als Absage gegenüber der Vorstellung, dass das ‚Nichtwissen‘ tatsächlich als Gegenbegriff zu ‚Wissen‘ zu denken ist. Die Ambivalenz von „Nicht-wissen“ unterläuft ‚subtil‘ diese beiden Konzeptionen, hält beide gegeneinander und lässt doch keine von ihnen gelten. Die Irritation, die der Bindestrich bzw. das klein geschriebene ‚w‘ auslösen, ist – wie der Gedankenstrich im Satz darauf – die graphische Markierung für eine Unterbrechung und ein Innehalten der Rede *im Wort*, ohne dass damit der grammatische oder syntaktische Rahmen, in dem sich die Äußerung bewegt, verlassen oder überstiegen würde.

Am Ende dieser Satzbewegung, die damit nicht einfach nur eine ‚Verfeinerung der Gegensätze‘ leistet, sondern zugleich auch die *Relation* von ‚Gegensatz‘ und ‚Verfeinerung‘ diskutiert und beide bis zuletzt zueinander in Spannung hält, eröffnet sich schließlich auch ein neuer Blick auf den bereits in seiner Komplexität analysierten Satz „Nicht als sein Gegensatz, sondern – als seine Verfeinerung!“ – genauer: auf das Pronomen „sein“. Liest man die Passage in JGB 24 rein *inhaltlich*, soll der ‚Wille zum Wissen‘ als ‚Verfeinerung‘ des ‚Willens zum Nicht-wissen, zum Ungewissen, zum Unwahren‘ gedacht werden. Der Satz jedoch, der diese beiden Seiten artikuliert, verkehrt diese Logik, insofern der ‚Wille zum Nicht-wissen, zum Ungewissen, zum Unwahren‘ *formal* die Verfeinerung des ‚Willens zum Wissen‘ darstellt. Ganz zu schweigen davon, dass auch das Pronomen „sein“ eine Irritation mit Blick auf die Möglichkeit einer klaren Zuordnung enthält: Grammatisch korrekt müsste sich der ‚Wille zum Wissen‘ auf dem ‚Willen zum Nicht-wissen‘ nicht als „sein“, sondern als ‚dessen‘ Gegensatz erheben.

Durch diese wechselseitige Relativierung von *Inhalt* und *Form* wird letztlich auch die Vorstellung von einem „festen und granitnen Grunde“ in Frage gestellt. Ich greife in diesem Zusammenhang auf JGB 21 aus dem ersten Hauptstück aus, wo diese Infragestellung pointiert formuliert wird:

[M]an soll sich der „Ursache“, der „Wirkung“ eben nur als reiner Begriffe bedienen, das heisst als conventioneller Fiktionen zum Zweck der Bezeichnung, der Verständigung, nicht der Erklärung. Im „An-sich“ giebt es nichts von „Causal-Verbänden“, von „Nothwendigkeit“, von „psychologischer Unfreiheit“, da folgt nicht „die Wirkung auf die Ursache“, das regiert kein „Gesetz“. Wir sind es, die allein die Ursachen, das Nacheinander, das Füreinander, die Relativität, den Zwang, die Zahl, das Gesetz, die Freiheit, den Grund, den Zweck erdichtet haben. (JGB 21, KSA 5, S. 36)

Mit dem Entzug des ‚festen Grundes‘ im Verlauf der Äußerung kommt Nietzsches Gedanke zur Darstellung, dass ‚Wissen‘ und ‚Nicht-wissen‘, ‚Wissenschaft‘ und ‚Unwissenheit‘ nicht in Opposition, sondern komplementär und in Wechselbeziehung zueinander gedacht werden müssen: Der Vermehrung des Wissens *entspricht* die Erhaltung, Transformation oder gar Vergrößerung unserer Unwissenheit, der ‚Wille zum Nicht-wissen‘ *bedingt* den ‚Willen zum Wissen‘ – und umgekehrt.

Die ‚Fiktion‘ eines ‚Grundes‘ wird in JGB 24 – und das ist das Entscheidende – also nicht einfach negiert, was letztlich nur die erneute Erwartung eines ‚sondern‘ erzeugen würde. Vielmehr wird die Verwendung dieses Begriffs und die Inanspruchnahme des mit ihm verbundenen Denkens mit aller ‚Subtilität‘ *in* ihrer täuschenden Logik zur Darstellung gebracht. Entsprechend kann die Aussage, die sich direkt an das Wort ‚Verfeinerung‘ anschließt, auch als autoreferentieller

Kommentar gelesen werden: Auch in Nietzsches Text kann „die Sprache, hier wie anderwärts, nicht über ihre Plumpheit hinaus[]“ und fährt fort, „von Gegensätzen zu reden, wo es nur Grade und mancherlei Feinheit der Stufen giebt“ – auch der Text unterliegt der „Tartüfferie der Moral“, die „dem Wissenden selbst die Worte im Mund“ (JGB 24, KSA 5, S. 41) umdreht. Dass ‚auch die Sprache‘ es nicht überwindet, von Gegensätzen zu reden – Nietzsche hat auch dieses ‚auch‘ im Druckmanuskript nachträglich eingefügt (vgl. D 18, 16r.; Abb. 14) – bedeutet im Umkehrschluss, dass das Denken in gleicher Weise unumgänglich davon betroffen ist.

Doch Nietzsches Schreiben bleibt bei der Wiederholung und Affirmation dieser, wie es in JGB 20 heißt, „unbewussten Herrschaft und Führung“ (JGB 20, KSA 5, S. 34) grammatischer Funktionen nicht stehen, sondern realisiert über die ‚Subtilisierung‘ der Sprache ein Schreiben, das ein Denken, genauer: eine *Bewegung* eines Denkens einfordert, das „sich bei keiner Seite des Gegensatzes aufzuhalten vermag ohne deswegen den Gegensatz aufzuheben“ (Derrida 2003, S. 107).

Ich möchte abschließend den Versuch unternehmen, eine Bestimmung der ‚Textur‘ bei Nietzsche zu skizzieren, die den gemachten Beobachtungen sowie dem vorgeführten methodischen Vorgehen meiner Lektüre Rechnung trägt. Die Wechselspannung zwischen ‚Gegensatz‘ und ‚Verfeinerung‘ hat sich wesentlich als eine Spannung zwischen Fixierung und Dynamisierung des Sprechens gezeigt – als eine Spannung, die ich auch für die spezifische ‚Textur‘ bei Nietzsche als zentral erachte. In der im weitesten Sinne verstandenen ‚Verfasstheit‘ seiner Texte, d. h. im konkreten und individuellen Zusammenhang der sprachlichen Zeichen, Wörter und Sätze bishin zu deren Materialität ist eine *Struktur* realisiert, die Gefahr läuft, begrifflich abstrahiert und auf Konsistenz hin paraphrasiert zu werden. Tatsächlich aber – und dies hoffe ich, gezeigt zu haben – wird diese Struktur missverstanden, fasst man sie in dieser Weise als etwas nur Statisches und Fixiertes auf. Vielmehr ist in diese Struktur eine Sprachbewegung, ein *Prozess* eingeschrieben, der sich seiner Identifizierung oder der Vorstellung einer restlosen Objektivierung widersetzt. Die ‚Textur‘ der Texte Nietzsches ist somit eine *Struktur*, die einen schrittweisen Nachvollzug ihrer Genese fordert – und umgekehrt formuliert: die Textur ist ein *Prozess*, der sich nach und nach als Struktur realisiert. Das eine ist nicht ohne das andere zu denken.

An diesem Punkt wird nun auch das ‚Subtile‘ bzw. ‚Subtilisierende‘ noch einmal sprechend: Das lateinische *subtilis* geht etymologisch auf *sub-tela* zurück, wobei *tela* das ‚Gewebe‘ (vgl. Georges 1998, Bd. 2, Sp. 3039, s.v. *tela*), metonymisch verwendet sogar den ‚Webstuhl‘ bezeichnet und als Paronym aus dem griechischen *techné* entstanden ist (vgl. Doederlein 1841, S. 186f.). Das ‚Subtile‘ bei Nietzsche kann somit als die ästhetische ‚Textur‘ seines Schreibens gedacht

werden, die – auch hier gibt es keine adäquate Beschreibung ‚jenseits‘ der begrifflich-täuschenden, dialektischen Logik – einerseits als strukturelles Gewebe seinen Texten ‚zugrundeliegt‘ und diese ‚fundiert‘ (*sub-tela*), andererseits wiederum *als* Subtiles nur wahrnehmbar *wird* im ‚mimetischen Nachvollzug‘, den die Textur einfordert, d. h. im Prozess der ‚Subtilisierung‘.

Literaturverzeichnis

- Derrida, Jacques (2003): *Bleibe*. Wien: Passagen Verlag.
- Doederlein, Ludwig (1841): *Handbuch der lateinischen Etymologie*. Leipzig: Friedrich Christian Wilhelm Vogel.
- Georges, Karl Ernst (1998): *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Meier-Oeser, Stephan (1998): „Subtilität“. In: Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 10. Basel: Schwabe, S. 563–567.
- Müller-Lauter, Wolfgang (1971): *Nietzsche. Seine Philosophie der Gegensätze und die Gegensätze seiner Philosophie*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Nancy, Jean-Luc (2011): *Hegel. Die spekulative Anmerkung. Die Unruhe des Negativen*. Zürich: diaphanes.
- Simson, Wojciech (1995): „Beobachtungen zur Typographie in Nietzsches Vorreden von 86/87“. In: *Nietzsche-Studien* 24, S. 204–222.